

THEOLOGISCHE REVUE

116. Jahrgang

– März 2020 –

Schnelle, Udo: Die getrennten Wege von Römern, Juden und Christen. Religionspolitik im 1. Jahrhundert n. Chr. – Tübingen: Mohr Siebeck 2019. (VIII) 212 S., brosch. € 29,00 ISBN: 978-3-16-156826-8

Im Titel steckt schon die Grundthese des Buches: Es gab niemals einen gemeinsamen Weg von Juden und Christen, sondern von Anfang an waren die Differenzen zwischen Jesus, Paulus, Johannes, der Evangelientradition, dem Judentum einerseits und dem Judentum andererseits so deutlich, dass nicht von einem ursprünglich gemeinsamen Weg, der sich dann in getrennte Wege aufgeteilt habe, geredet werden kann. Damit stellt sich der Vf. gegen einen Forschungstrend, der sich für das Jüdische im NT interessiert und nach Verbindungen und Gemeinsamkeiten zum Judentum sucht, um auf dieser Basis das Verhältnis zum Judentum der Gegenwart, aber auch die moralische Glaubwürdigkeit des Christentums zu stärken. Der Vf. reflektiert diese hermeneutische Lage ansatzweise, indem er das Verhältnis von Judentum und Christentum als ein „emotionales Thema“ bezeichnet, in dessen wissenschaftlicher Erörterung angesichts der „Geschichte des 20. Jahrhunderts“ bestimmte Positionen „ins Abseits“ gedrängt und „unter Verdacht“ gestellt würden (2).

Welche Argumente führt der Vf. für seine These an? Zunächst sieht er die „römische Religionspolitik“ von Augustus bis Domitian als eine entscheidende Wirkkraft im Prozess der Selbst- und Fremdwahrnehmung von Judentum und Christentum an (10–44). Ausgehend von Ciceros *De legibus* und unter Heranziehung vieler weiterer literarischer und einiger weniger rechtlicher Quellen entwickelt er die These, dass es dem „Wesen der römischen Religion“ entspreche, fremde Religionspraktiken abzulehnen und insbes. diese von römischen Bürgern fernzuhalten (11–14). Die römische Religionspolitik habe das Judentum als althergebrachte Religion für Juden respektiert, während es das neue Christentum wegen seiner Weigerung, am Kaiserkult teilzunehmen, der staatschädigenden Verachtung der römischen Religion verdächtigte. In Folge dieser römischen Haltung sei die „jüdische Religionspolitik“ dadurch geprägt gewesen, sich zunehmend vom Christentum zu distanzieren, um nicht selbst in Misskredit zu geraten und seinen eigenen zwar fragilen, aber weitgehend akzeptierten Sonderstatus im römischen Reich zu gefährden (45–70).

Die „frühchristliche Religionspolitik“ wiederum (70–120) war v. a. durch die Missionstätigkeit der Gemeinden bestimmt, die dem Vf. als „eminent politischer Vorgang“ erscheint (72). Die Mission habe verändernd in die sozialen und politischen Strukturen des römischen Reiches eingegriffen. Auf dem Apostelkonvent, dem „Schlüsselereignis des frühen Christentums“ (82), hätten sich die paulinische Linie und damit der Verzicht auf die Beschneidung mit weitreichenden Folgen durchgesetzt (82). Es habe sich sehr bald eine organisatorische, sprachliche wie wissensbasierte Eigenständigkeit des frühen Christentums ausgebildet, die zu einer umfassenden „Konstruktion einer

neuen theologischen Welt“ mit einer „eigenen Logik“ geführt habe (120). Auch dem sog. Judenchristentum, das der Vf. im Matthäusevangelium, im Jakobusbrief und in der Johannesoffenbarung repräsentiert sieht, gelang es nicht, Anerkennung durch das Judentum zu erlangen (121–132). Das Judenchristentum konnte nicht als Bindeglied zwischen Judentum und Christentum wirksam werden (132). Der Vf. gesteht ein, dass die Entwicklung des Christentums im 2. Jh. weit weniger einheitlich und folgerichtig gewesen sei (133–181). Es sei aber verfehlt, angesichts der „robusten“ antiken Verhältnisse von einem „Laboratorium“ (gegen Markschie, Lieu) zu sprechen (174, 185). Das Christentum sei zwar im 2. Jh. eine „vielfältige und streitende Bewegung“ gewesen, habe aber doch durch das paulinische Christentum eine einheitliche Mitte erhalten (172).

Die Grundthese ist nun abschließend geformt: Das Auftreten des „Diskursgründers“ (96) Jesus von Nazareth und das nachösterliche Bekenntnis zum Gekreuzigten als Messias waren für das Judentum von Anfang an so provokativ andersartig, dass dieses keinerlei Möglichkeiten sah, die Vertreter dieser Ansichten als zum Judentum zugehörig zu akzeptieren. Die römische Religionspolitik verstärkte die Dynamik der wechselseitigen Ablehnung und Abgrenzung.

Wie ist diese konsequente und auf umfangreicher Quellen- und Literaturkenntnis beruhende These zu beurteilen? Zunächst einmal sieht sich der Leser mit einem Stil des Vf.s konfrontiert, der eher positionelle und assertorische Aussagen bevorzugt, etwa wenn er doch recht voraussetzungsvolle gruppensoziologische Überlegungen als „einfach[...] und zugleich unmittelbar einleuchtend[...]“ einführt (115), häufig verstärkende Attribute wie „keine/r“, „jede/r“, „zweifellos“, „nie“, „niemals“, „klar/e“, „allein“, „völlig“, „mit Sicherheit“ usw. verwendet und die Gedanken des Lesers durch die in wissenschaftlichen Texten ungewöhnlich häufige Verwendung des Ausrufezeichens zu lenken sucht (z. B. zwei Mal auf S. 132 u. 175). Hat man sich mit dieser griffigen und kommunikativen Schreibweise einmal angefreundet, muss man sich zudem damit auseinandersetzen, dass der Spielraum einer plausiblen Auswertung der Quellen durchweg und damit einseitig für die Untermauerung der These von der frühen Eigenständigkeit und Autonomie des Christentums genutzt wird. Das ist manchmal treffend, oft aber unangemessen oder gar widersprüchlich, etwa wenn der Vf. einerseits der stereotypen Darstellung der die Gemeinde mit Tötungsabsicht verfolgenden Juden in der Apostelgeschichte folgt, andererseits aber auch die von der gleichen Schrift als falsch zurückgewiesene Anklage gegen Paulus, er würde den Abfall von der Tora lehren (Apg 21,21), für „im Kern historisch“ hält (60 u. 62). Auch der erstaunliche Sachverhalt, dass Paulus angibt, fünf Mal die Synagogastrafe erhalten zu haben (2Kor 11,24), wird als Verfolgung und Ausdruck der vollzogenen Trennung bewertet, obwohl doch gerade dieser Beleg zeigt, dass sich Paulus der synagogalen Gerichtsbarkeit unterworfen und eine Strafe akzeptiert hat, die der Reintegration in die jüdische Gemeinschaft diene und nach mMak III 15 mit den Worten beendet wurde: „Nachdem er gezeißelt wurde, ist er wie dein Bruder.“ Die genannten Beispiele für die Fälle, in denen die Quellen eine komplexere Auswertung erfordern, ließen sich leicht vermehren.

Nun zu einigen der Hauptthesen: Der Vf. hat recht, wenn er einen Sachverhalt herausstellt, den man gegenüber allzu synthetischen Deutungen des Verhältnisses von Judentum und Christentum in die Diskussion bringen muss: „Es gibt keinen einzigen Beleg für eine positive Reaktion von einzelnen Vertretern oder Gruppen des Judentums auf die neue Bewegung.“ (69) Die oft vorgebrachte und durchaus richtige Einschätzung, dass das antike Judentum vielfältig und plural gewesen sei, erlaubt nicht die Schlussfolgerung, dass in religiös-ethnischen Konflikten Duldsamkeit und so etwas wie „Ambiguitätstoleranz“ (Bauer) geherrscht habe. Viele Belege, auf die der Vf. hinweist, zeigen die

nicht selten lebensgefährliche Schärfe derartiger Konflikte. Weniger überzeugend ist die These, dass es überhaupt eine römische Religionspolitik gab und diese zu aktiven obrigkeitlichen Kontroll- und Verfolgungsaktivitäten geneigt habe. Dem Vf. ist auch hier insoweit zuzustimmen, dass die Hervorhebung einer vermeintlichen Toleranz des Polytheismus (Marquard, Assmann) religionsgeschichtlich anachronistisch ist. Dennoch wird man mit Rüpke doch eher davon sprechen müssen, dass es zwar einen Minimalkonsens zur römischen Religion als öffentliche Aufgabe gab, der auch eingefordert wurde, jenseits dessen aber wiederum vieles möglich war. Schließlich ist im Blick auf die ntl. Quellen und deren Wirkungsgeschichte die diachrone Entwicklung einseitig betont. Die synchronen Einflüsse, die auf die ntl. Texte einwirkten, etwa der rabbinische Pharisäismus und das hellenistische Judentum auf Matthäus, Paulus und Johannes, werden insgesamt in der entwicklungslogischen Darstellung des Vf.s (von Jesus zur Theologie des 2. Jh.s) zu wenig berücksichtigt.

Insgesamt ist dem Vf. dafür zu danken, dass er in einer durchdachten und überwiegend klar argumentierenden Überblicksdarstellung die Diskussion um das spezifisch Christliche im NT wiederbelebt und sich der Tendenz, das NT und das frühe Christentum insgesamt und uneingeschränkt dem antiken Judentum zuzuordnen, mit gewichtigen Einwänden entgegengestellt hat.

Über den Autor:

Lukas Bormann, Dr., Professor für Neues Testament am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Marburg (lukas.bormann@staff.uni-marburg.de)